# Ein Katechismus,

# der Freiheit atmet

**Fastenpredigtreihe  
in der Fastenzeit\_A**

**Ein Katechismus, der Freiheit atmet**

**Predigtreihe zur Fastenzeit\_A  
aus der Pfarre St. Michael, Schweinfurt**

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| |  | | --- | |  | | |  | | --- | |  | | A Aschermittwoch: Katechismus heute  B Fastensonntage  I Auf die Straße gehen  II Die Freiheit hat ihren Preis  III Unterwegs im Unvollkommenen  IV Leben im Licht des Glaubens  VEine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts   **Aschermittwoch: Katechismus heute**  In den Ohren vieler Christen hat das Wort ‚Katechismus’ keinen guten Klang. Das war und ist mancherorts noch zu viel Auswendiglernerei dabei. Noch dazu von Sätzen, die man schon als Jugendlicher partout nicht glauben konnte oder wollte. Oder das Frage-Antwort-Spiel, das es sich zu einfach machte wie: „Wozu sind wir auf Erden? – Um den Willen Gottes zu erfüllen und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Die „alleinseligmachende Kirche“ war ein weiterer bezweifelbarer Satz aus dem Katechismus wie auch die Behauptung von der „Unfehlbarkeit des Papstes“.  Der Katechismus, wörtlich meint das ‚Belehrung’, ist keine katholische Erfindung. Der erste Katechismus stammt von Martin Luther, ist also rund 500 Jahre alt. Als Reaktion auf Luther und später Calvin erschien 1566 der Römische Katechismus. Viele Ausgaben folgten seither. Vor nunmehr 20 Jahren erschien eine Neuauflage, ein monströses Werk von 800 Seiten. Der damalige Kardinal Ratzinger war zusammen mit einer Kommission von Theologen für den Entwurf verantwortlich. Ich kenne keinen Katholiken, der sich dieses Buch gekauft hat, erst recht keinen Pfarrer, der es von A bis Z gelesen hätte. Es verstaubt im klerikalen Bücherregal.  Ganz anders das Echo auf den sogenannten Holländischen Katechismus, der kurz nach dem letzten Konzil erschienen ist. Ohne besonders Zutun der Kirche, manchmal auch gegen bischöflichen Widerstand, fand er europaweite Verbreitung. Er wurde der erste Katechismus, „der Freiheit atmete“ und auf die religiösen Fragen der Menschen gerechte Antworten gab oder schlicht auf das Gewissen eines jeden Einzelnen verwies.  Ganz anders als am Holländischen Katechismus ist am Katechismus der Kirche die nachkonziliare Entwicklung vorbei gegangen. Hans Küng sagte zu diesem römischen Werk: „Dieser Katechismus ist von gestern, nicht für heute und morgen.“ Und im Katechismus werde „die Heilige Schrift als Steinbruch benutzt.“ Als besonders tragisch erwies es sich, dass es zu Fragen der Sexual- und Ehemoral keinerlei Bewegung auf die Menschen zu gab. Dazu noch einmal Küng: „Nach wie vor liegt alle Wahrheit und alle Macht im Vatikan; es gibt keine Freiheit in der Vielfalt.“  In diese Bresche ist Bischof Jacques Gaillot vor gut zehn Jahren zusammen mit einer Theologin und einem Theologen gesprungen. Sein Katechismus, der zuerst auf französisch, dann auf deutsch erschien, bekam den verheißungsvollen Titel „der Freiheit atmet“. Eine bislang ungewohnte und auf den ersten Blick widersprüchliche Zuordnung: Katechismus und Freiheit.  Genau so ungewöhnlich sind die rund 70 kurzen Artikel, die sich mit dem christlichen Glauben in der Moderne beschäftigen. Einiges davon wollen wir an den kommenden fünf Fastensonntagen vorstellen.  Ausgangspunkt in allen Kapiteln ist immer der Mensch. Von seinen Alltagserfahrungen werden die Fragen nach dem Sinn des Lebens gestellt. Es geht um einen Glauben, der ständig im Umbruch ist und nach neuen Antworten sucht.  Nach Bischof Gaillot beginnt das menschliche Abenteuer der Entdeckung Gottes nicht in einem Tempel oder einer Kirche, sondern auf der Straße. Also dort, wo die Menschen einander begegnen. Entsprechend ein Zitat von ihm, das uns durch die Fastenzeit begleiten soll: „Das Herz des Volkes Gottes schlägt dicht über dem Straßenpflaster und das Evangelium drängt die Menschen, unaufhörlich hinaus zu gehen …“. Wohin? Das hören wir an den kommenden Sonntagen.   **1. Fastensonntag: Auf die Straße gehen**  Das wahre Leben, auch der Christen, spielt sich auf der Straße ab. Im Alltag, nicht beim Gottesdienst in Kirchen oder an Wallfahrtsorten. Man kann als Christ nicht, sagt Bischof Gaillot, auf dem Balkon sitzen und sich weigern am Leben der Menschen teilzunehmen. Wir sollten uns darüber freuen, Gott Tag für Tag auf der Straße zu begegnen. Ein schöner Gedanke, der uns ganz anders, vor allem offener auf unsere täglichen Wege gehen lässt.  Doch noch ist es nicht selten so, dass uns der Andere, das Andere Angst auf der Straße machen. Es gibt politische Gruppen auch in unserem Land, die auf diese Angst setzen und daraus Kapital schlagen. Alles Übel der Welt, so hat es Nelson Mandela jahrzehntelang erlitten, entsteht aus solchen Ängsten. Vor allem, wenn sie geschürt werden. Überall wo Menschen wegen solcher falschen Ängste ausgegrenzt werden, findet der Rassismus in seinen verschiedenen Ausprägungen einen guten Nährboden.  Doch bevor wir einen Menschen zum Problem machen, muss er Mensch bleiben und Mensch sein können. Gleich welche Hautfarbe, Herkunft oder Religion er hat. Wenn wir dem Anderen offen und freundschaftlich begegnen, nehmen wir ihm die Angst vor uns. Mehr noch, wir nehmen uns selber an.  Auf diesem Weg gibt es eine wichtige Hilfe, die Toleranz. In ihrer Grundform findet sie sich schon im Evangelium, auch wenn die Botschaft vom kommenden Gottesreich von uns mehr erwartet. Unter Toleranz ist nicht, wie es das Wort nahelegt, gemein, einen anderen zu ertragen. Es sind Fähigkeit und Bereitschaft gemeint, sich von der Verschiedenheit Anderer befruchten und bereichern zu lassen.  Wer zum Beispiel offenen Auges und Herzens durch sein Urlaubsland geht, wird mit Staunen, Verwunderung und neuen Ideen in sein Heimatland zurückkommen. Sogar unser enges christliches Gottesbild kann durch andere Vorstellungen weiter werden. Größer. Heiliger. Wir können voneinander lernen und uns gemeinsam auf die Suche nach der Wahrheit machen.  Das Evangelium spricht oft von der Art, wie Jesus seine Mitmenschen angesehen hat. Ohne viele Worte werden sie dadurch gesund, beginnen sie ein neues Leben, bekommen sie Kraft und Mut, sich aus ihren niederdrückenden Verhältnissen zu erheben. Sie sehen anders, verstehen besser. Den Mitmenschen auf diese Art und Weise auf die Beine zu helfen, muss eine der wesentlichen Aufgaben der Kirche sein. Doch wenn wir an die Verantwortlichen, ich vermeide den Begriff Oberhirten, das Raster Jesu anlegen, müssen wir erschrecken: Wie sehen sie die Menschen an?  Wir verstehen schon an dieser Stelle, dass es mit dem Aufsagen von Glaubensätzen nicht getan sein kann. Dann gibt es nur eine Sprache, eine Wahrheit, einen Weg. Die Vielfalt und die Farbigkeit des Menschlichen gehen verloren. Die Gegenwart des guten Geistes Gottes zeigt sich nicht in Schwarz oder Weiß; sie ist bunt wie ein Regenbogen.  Nur unter der Vielfalt, nur unter dem Regenbogen, unter dem Klima der Gerechtigkeit ist Frieden möglich. Der Friede ist die Frucht der Gerechtigkeit; sie fällt uns nicht in den Schoß. Für den Frieden braucht es mehr Mut und Engagement als für den Krieg. Gewalt gegen Gewalt ist die dümmste Lösung, nach der unsere Politiker ständig greifen, trotz aller negativen Erfahrungen. Hinterher werden nur noch die Toten gezählt.  Salam, Schalom, Pax, Frieden, alle diese Worte drücken die gleiche Sehnsucht der Menschheit aus. Sie wünscht sich in ihrer großen Mehrheit nichts anders, als in guten, friedvollen Strukturen überall auf der Erde zu leben.  Das führt uns zum letzten Gedanken an diesem 1. Fastensonntag: Alles Leben ist Beziehung. Der Mensch lebt in Beziehungen oder er wäre schon lange den sozialen Tod gestorben. Auch Gott ist Beziehung - oder er ist nicht. Diese göttliche Beziehung drückt der christliche Glaube unter dem Bild der Dreifaltigkeit aus: Vater, Sohn und Geist. Wie gesagt: Es ist ein Bild.  Die Liebesbeziehung Gottes soll ihre Auswirkungen auf alle menschlichen Beziehungen haben. Denn ohne die Menschen, die er liebt, könnte auch Gott nicht sein. Ein gewaltiger Satz, der unseren Wert und unsere Würde unterstreicht. Gott braucht uns Menschen genau so, wie wir ihn nötig haben.   **2. Fastensonntag Die Freiheit hat ihren Preis**  Es gibt eine Krise der Kirche, die an allen Ecken und Enden zu spüren ist. Es gibt eine Krise des religiösen Lebens, das die Krise der Kirche noch verstärkt. Aber es gibt keine Krise des religiösen Suchens; das sollten wir festhalten. In jeder Hoffnung auf etwas Besseres, Schöneres, steckt diese Suche, die letztlich alle Menschen in sich tragen: Es muss etwas Anderes geben, das über das Alltägliche hinausgeht und das Bestand hat.  Das moderne religiöse Suchen stellt viele Fragen: Warum sind wir in dieser Welt? Wer oder was ist der Grund für unsere Existenz? Gibt es einen Gott? Wenn ja, hat er auch das Leid und das Böse geschaffen? Was heißt ewiges Leben und was bringt es?  Diese spirituelle Suche kann verbinden. Denn die Menschen unterschiedlicher Herkunft und religiöser Überzeugungen haben letztlich die gleichen Fragen. Zudem: In jedem Suchen wohnt eine Hoffnung. Menschliches Leben ist ohne Hoffnung kaum möglich. Die Hoffnung erwacht oft mitten in schwerem Leid, in einer Herausforderung, im tiefsten Dunkel. Es kann nur noch aufwärts gehen, sagt dann die Hoffnung und trägt das Leben.  Die Hoffnung träumt von einer besseren Welt, die allerdings nicht vom Himmel fällt, sondern das gemeinsame Werk vieler Gleichgesinnter ist. Zeugen dafür sind Menschen, die viel erlitten haben. Eine dieser leuchtenden Zeugen ist Nelson Mandela, der im vergangenen Jahr gestorben ist. Die Wunden, die solche Zeugen an sich tragen, leuchten. Sie zeigen, dass Vergebung, Aussöhnung, Frieden, Neubeginnen möglich sind.  An dieser Stelle verbinden sich die christliche Hoffnung mit der menschlichen: Es muss eine Welt geben mit mehr Solidarität, Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit. Diese Hoffnung hat die Kirche mitzutragen.  Denn der Urgrund christlicher Hoffnung ist das neue Leben, das Jesus nach seinem Tod am Kreuz geschenkt wurde. Dafür ist Auferweckung das bessere Bild als Auferstehung. Christen lassen sich seit 2000 Jahren von diesem neuen Leben, das die Botschaft Jesu bestätigt, inspirieren. Sie beziehen sich vor allem auf die Bergpredigt und ihre Kernsätze, die uns in den acht Seligpreisungen überliefert sind.  Die Seligpreisungen lassen nach vorne schauen. Es gilt, das Böse und Schwere im Guten und Leichten aufgehen zu lassen: Achtsamkeit, Gewaltlosigkeit, Mitgefühl, Friedenswille verbünden sich mit Barmherzigkeit und der Bereitschaft, in diesem Engagement für den Menschen auch Nachteile zu erleiden.  Kein Christ darf sich von dieser Grundhaltung dispensieren. Die wahre Praxis des Christen ist das gelebte Evangelium. Das ist nicht immer einfach, ist riskant, es aber es macht letztlich zufrieden und glücklich.  In jedem Fall steht die persönliche Verantwortung im Vordergrund. Denn das Evangelium Jesu ist von der Freiheit geprägt, die jedem Einzelnen anvertraut ist. Jeglicher Zwang ist dem Evangelium fremd.  Jesus befreit die Menschen, die seinem Wort und Weg folgen von der Angst. Deswegen machte er, das klingt jetzt widersprüchlich, den Mächtigen seiner Zeit Angst, weil er ihre gesetzten Ordnungen störte. Doch letztlich war es die Angst der politischen und religiösen Machthaber, ihren Einfluss auf die Menschen zu verlieren, dass ihnen der Heilige Stuhl entzogen würde.  Leider wurde auch von der Kirche in den vergangenen Jahrhunderten das gleiche traurige Spiel gespielt, als man glaubte, die Angst vor prophetischen und damit unbequemen Menschen in die Gefängnisse der Inquisition oder auf den Scheiterhaufen verbrennen zu können.  Die Freiheit ist nicht nur kostbar. Sie kostet auch etwas. Wie könnten Christen, und die Menschen warten darauf, von einem Evangelium der Freiheit Zeugnis geben, wenn sie nicht selbst frei wären? Der Gedanke der Freiheit lässt sich als Prüfraster an alle anlegen, die das Evangelium von Amts wegen verkünden; ob sie glaubwürdig sind oder nicht.  Das Christentum und die Kirche überleben nicht, wenn sie Gefangene der Vergangenheit sind. Schon deswegen steht das große Abenteuer des Christlichen noch bevor, gerade jetzt, wo das Christentum endlich in seine Reifejahre eingetreten ist.   **3. Fastensonntag: Unterwegs im Unvollkommenen**  Am dritten Fastensonntag geht es im „Katechismus, der Freiheit atmet“ um die Moral. Es geht damit um Lebensregeln, die jeder Mensch für sich festlegen muss. Lassen wir aber nicht außer acht, dass nicht jeder die Kraft dazu hat; manche haben eine Art Korsett von Moralvorschriften nötig. Doch für die meisten Menschen genügen Orientierungspunkte; die letzte Entscheidung liegt im Gewissen des Einzelnen.  Religiöse Richtlinien, wie zum Beispiel die Zehn Gebote, können solche Orientierungspunkte sein, niemals aber Zwangsgesetze, die über dem Gewissen stehen. Orientierungspunkte auf dem Hintergrund des Jesuswortes, dass der Sabbat, also das Gesetz, für den Menschen da sind und nicht der Mensch für den Sabbat. Der Mensch hat immer den Vorrang. Weder in der Politik, in der sich allmächtig gebärdenden Bürokratie, noch in der Kirche werden solche Sätze Jesu gerne gehört.  Jede Moral ist mit Leben und Verantwortung verbunden. Schon deswegen lässt sich nicht immer und in jedem Fall auf allgemeingültige Moralgesetze zurückgreifen. Der Mut zu neuen, zu anderen Entscheidungen gehört immer dazu.  In der Nachkriegszeit forderte Kardinal Frings die frierenden Menschen auf, sich Kohlen von den Zügen zu besorgen, die vom Ruhrgebiet nach Frankreich als Reparationsleistungen unterwegs waren. ‚Fringsen’ nannte man diesen Mut, das Gebot, ‚du sollst nicht stehlen’ im Notfall außer Kraft zu setzen.  Natürlich hat jede noch so gut bedachte Lösung ihre Schattenseiten. Immer bleibt die Mitmenschlichkeit als entscheidendes Kriterium. Mauern und Festungen sind kein Mittel einer menschlichen Moral. Durch Drohungen, gar Höllendrohungen ist vermutlich noch kein Mensch besser geworden.  All das sind wichtige und notwendige Erkenntnisse für unser Unterwegssein im Unvollkommenen. Menschen, die die Kirche Heilige nannten, wurden von einer religiösen Faszination umgeben. Es machte ihren Heiligenschein aus, dass sie angeblich das Unvollkommene überwunden hatten. Sie wurden bewundert, verehrt, weil sie sich aus unserer Mittelmäßigkeit erheben konnten. Heute erfüllen diese Aufgabe Stars in der Musik, im Film, im Sport. Sie verkörpern ein Ideal, das wir nie erreichen werden.  Ganz anders Jesus: Er schenkte den Menschen, denen er begegnete oder die bei ihm Hilfe suchten, als erstes Selbstvertrauen. „Steh auf und geh!“, sagt er zu dem Gelähmten. Diesen Mut spricht er auch uns zu, wenn wir uns nicht zutrauen, den ersten und wichtigen Schritt ins Neue hinein zu wagen.  Der Weg des Unvollkommenen ist unser tägliches Brot. Das soll uns nicht vertrösten, denn in jedem Menschenleben gibt es auch das Besondere, das Fest, das es möglich macht, das Beste aus sich heraus zu holen. Wer allerdings die übliche katholische Liturgie des Sonntagsgottesdienstes mitfeiert, muss sich mindestens siebenmal sagen lassen, dass er ein Sünder ist. Das hat oft genug ein depressives, lähmendes Schuldgefühl ausgelöst.  Dagegen wieder Jesus: Für ihn ist jeder einzelne Mensch ein unentbehrliches Glied in der Kette der Gemeinschaft. Sein Zeichen dafür die Heilung der Zehn Aussätzigen, die er durch sein Wort in die Gemeinschaft zurückholt.  Der Katechismus in hergebrachter Form verlangt ein ständiges Ja sagen. Das ist die Parole jeglicher Autorität, die auch die Kirche über viele Generationen hinweg gepflegt hat. Der Gehorsam wurde verherrlicht, heilig gesprochen. Viele solcher Figuren wurden deswegen als leuchtende Beispiele des Gehorsams auf die Altäre gestellt. Menschen im kirchlichen Amt wurden unter Eid auf diesen Gehorsam verpflichtet, obwohl Jesus gesagt hat: Ihr sollt nicht schwören!  Der Ungehorsam kann eine Tugend sein. Vor allem immer dann, wenn es gefordert ist, um des Menschen willen ein Tabu zu brechen. Eine Regel, sei sie noch so alt, zu überholen. Immer dann, wenn es um unser Verantwortungsbewusstsein geht. Dann kann Ungehorsam sogar durch das Hören auf Gottes Wort zum Gehorsam werden.   **4. Fastensonntag Leben im Licht des Glaubens**  In vielen Bereichen der christlichen Glaubenslehre gilt es, veraltete Formulierungen aufzubrechen. Sie behindern das Verständnis der Aussagen des Glaubens, machen sie gar unmöglich. Der Glaube, unser Glaube ist nicht die absolute Wahrheit, wie er oft dargestellt wurde. Er ist begleitet von Fragen und Zweifeln. Der Glaube muss Sinn machen, sonst ist er nichts wert, wie Salz, das seine Würzkraft verloren hat.  „Das ist für mich wie eine Offenbarung!“ Wer von uns hat nicht schon eine solche überraschende Erfahrung gemacht? Auf einmal können wir einen Menschen, eine Sache, ein Ereignis in einem anderen Licht sehen. Es sind Zu-Fälle, die dem Leben eine neue Richtung geben können.  Das Christentum ist eine Offenbarungsreligion. Nehmen wir das beim Wort. Frauen und Männer haben durch Jesus Christus für ihr Leben etwas ganz Neues erfahren, eine Ausrichtung auf das Reich Gottes hin. Das haben sie als Geschenk Gottes angesehen und ihrer Überzeugung mündlich oder schriftlich weitergegeben, obwohl es nicht leicht war in Worte zu fassen, was sie bewegte.  Für uns in der 66. christlichen Generation gilt: Wenn diese lebendigen Erfahrungen in einen Katechismus gesteckt werden, in ein gut verschnürtes Paket von unfehlbaren Wahrheiten, werden die Geschenke Gottes pervertiert, entwertet.  Der Glaube ist etwas ganz anderes als eine unfehlbare Gewissheit. Wenn es eine absolute Sicherheit der Existenz Gottes gäbe oder die Sicherheit auf ein Leben nach dem Tod, dann brauchte es keinen Glauben und es gäbe keine Freiheit.  Die Antworten, die der Glaube auf unsere Fragen zu geben versucht, setzen den Zweifeln kein Ende. Aber sie machen Appetit, wenn Fragen und Zweifel nicht ständig unterdrückt, gar als sündhaft bezeichnet werden.  Von früher Jugendzeit an hat mich der Zweifel an der Erbsünde geplagt. Leid, Krankheit und Tod seinen die Strafe für die Sünde des ersten Menschen, aber auch das Ergebnis meiner (doch eher bescheidenen) Sünden. Diesen Weg können wir heute nicht mehr mitgehen; es ist ein Irrweg, der vor allem von Augustinus in die kirchliche Lehre eingebracht wurde.  Andrerseits gestehen wir uns zu, dass wir hin- und hergerissen sind zwischen dem Guten und dem Bösen. Das erfahren und erleben wir auch im Blick auf die Menschen um uns. Es ist unser Erbe: Wir haben die Freiheit, zu wählen zwischen gut und böse. Zugleich müssen wir einräumen, dass nicht alle Menschen die gleichen Chancen, die gleiche Freiheit haben. Schon deswegen gilt es auf die Bedürfnisse der Menschen besonders zu achten, die vom Beginn ihres Lebens an irgendwie benachteiligt sind.  Alle Religionen stellen für ihre Anhänger umfangreiche Listen zusammen, was zu tun, was zu lassen sei. Die Versuchung, das alles als Wille Gottes darzustellen und dann Macht über Menschen auszuüben ist groß. Weit besser wäre es, wenn uns die Religionen der Welt zum Staunen darüber bringen könnten, dass Gott uns alle liebt. Aber eben nicht so, wie ein fränkischer Pfarrer behauptete: „Gott liebt alle Menschen gleicht, die Homosexuellen allerdings weniger.“  Der Glaube an die Liebe Gottes ist es, der den Menschen dazu bringt, seinem Leben eine Richtung zu geben. Nicht die religiösen Gebote, die durch Zwang auf äußere Pflichterfüllung drängen.  Die gute Nachricht Jesu ist die Botschaft der Liebe, der Befreiung, der Heilung. Das Vertrauen auf die Treue Gottes und die Befreiung der Menschen aus Angst und Zwang, waren für Jesus unmittelbar miteinander verbunden. Für ihn ging es nicht darum, sich den Himmel zu verdienen, sondern dem Leben im Heute, im Jetzt einen Sinn zu geben. Denn das Leben in dieser Welt sollte zum Vorgeschmack des neuen Lebens werden. Jesus hat es ‚Leben in Fülle’ genannt. Diese Fülle kann schon in dieser Welt eingeübt werden.   **5. Fastensonntag: Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.**  Unsere Kirche ist nicht als tadelloses, heiliges Gebilde vom Himmel gefallen; auch wenn diese Vorstellung gerne in Wort und Bild gepflegt wurde. Die Kirche ist menschlich, ein kritischer Blick nach Rom beweist es, in ihr findet sich alles, was auch in einem jeden Menschen zu finden ist. Das ist der Grund, dass die Kirche sich in jeder Generation erneuert, sonst sammelt sich zuviel Schrott an und sie könnte ihre Aufgabe in der modernen Welt nicht erfüllen.  Bischof Jacques Gaillot hat diesen bemerkenswerten Satz geprägt: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“ Zur Erneuerung braucht die Kirche Propheten – zu jeder Zeit. Sie schadet sich selbst am meisten, wenn sie diese Frauen und Männer mundtot macht. Allein in der Ära Johannes Paul II. stehen 99 Namen in der Liste, die im Mittelalter auf den Scheiterhaufen geführt hätte. Vielleicht ist ja Papst Franziskus selber so ein Prophet, der unserer Kirche eine neue Richtung zu geben vermag.  Ein echter Prophet bezeugt seine Befreiung. „Die Wahrheit wird euch befreien“, sagt Jesus. Er lebt wie die Propheten auch und verkündet gegen ein starres Programm die Revolte des Gewissens. Im Blick auf Jesus sind das die Kennzeichen der Propheten: Sie kämpfen für Gerechtigkeit und gegen Gewalt; sie stellen sich auf die Seite der Schwachen, ob es der Gesellschaft oder der Kirche passt oder nicht; sie machen aus jedem Menschen ein DU, sodass alle gemeinsam beten können: Vater unser …; sie halten den Blick offen für das kommende Gottesreich und sind schon deswegen davon überzeugt, dass es eine andere, eine neue Kirche geben muss.  Denn die Kirche muss ein Raum sein, der für alle offen ist; zu-gleich ein Acker, den Gott selber bestellt. Jesus hat keine Kirche gegründet, er hat das Reich Gottes angekündigt. Das eine darf mit dem anderen nicht verwechselt werden.  Kirche wird auch mit Religion verwechselt. Das führt in die Enge einer Festung. Die Weite einer Kirche besteht in der Teilhabe aller, die sich in aller Freiheit zu ihr zählen. Die bisherige Einteilung in Klassen und Kasten, Priester – Laien, Männer – Frauen, entspricht keineswegs dem Geist Jesu. Er wenn die Gleichheit aller vor Gott und den Menschen hergestellt ist, kann die Kirche zeigen, dass sie Gemeinschaft im Geist Jesu ist. Erst dann ist sie in unserer Gesellschaft wieder glaubwürdig.  Denn sie wird dann eine pfingstliche Kirche sein, die im Geist Gottes tut, was sie sagt, und sagt, was sie tut. Sie wird über alle Grenzen hinweg zu den Menschen gehen, nicht um sich aufzudrängen, sondern Zeugnis vom Evangelium und von der Liebe Gottes abzulegen. Auf vielfältige Weise und in aller Welt vollbringen das Christen in Projekten der Hilfe und lassen Kirche entstehen, ohne groß darüber zu reden.  Im Innern der Kirche haben sich schöne Zeichen entwickelt, die wir Sakramente nennen. Sie wollen, angefangen bei der Tauf bis zur Krankensalbung etwas in Bewegung setzen, in Richtung Gottes reich, damit es schon hier und jetzt entstehen kann. Wer Menschen von diesen heiligen Zeichen ausschließt, mauert sich selber ein; Mauern, die selbst der Heilige Geist kaum mehr überspringen kann.  Das schönste der sieben Zeichen ist die Eucharistie. Die Gemeinde sammelt sich mit Brot und Wein um Jesus Christus herum. Zum Glück zeigt und beweist sich das im Dreiviertelrund unserer Kirche sehr eindrucksvoll, selbst dann noch, wenn sie bis zum letzten Platz gefüllt ist.  Noch ein letzter Gedankengang: Noch immer ist von Bischöfen zu hören, die Kirche sei keine Demokratie. Damit wird die Gleichheit aller vor Gott in Frage gestellt. Die Kirche könnte locker in demokratischer Weise funktionieren: Es gibt eine tiefe Verwandtschaft zwischen den demokratischen Tugenden und den Tugenden des Evangeliums: Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit entsprechen der Frohen Botschaft Jesu durchaus.  Mit Recht sehen sich die Christen unseres Jahrhunderts als ein Volk von Schwestern und Brüdern unter dem einen Gott, den sie ihren Vater nennen. Wie zu Pfingsten in Jerusalem der Heilige Geist ohne Unterschied über alle kam, sollten heute alle in der Kirche Mitverantwortung und Mitsorge übernehmen, Frauen und Männer in gleicher Weise. (rb) | |  | | |

**Diese Predigtreihe wurde gestaltet von:**

Pfarrer Roland Breitenbach